

# Bernard Gert Die moralischen Regeln

**Eine neue rationale Begründung  
der Moral**  
**suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 405

Innerhalb der umfangreichen Literatur zur Ethik seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist das Buch von Gert, obwohl bisher eher wenig beachtet, eines der substantiellsten und originellsten. Es ist einfach und spannend geschrieben, auch für den Laien gut lesbar und stellt andererseits für den »Fachmann« eine Position dar, mit der sich gründlich auseinanderzusetzen er nicht umhin kann.

Der originellste Aspekt dieser Position ist der Ausgangspunkt beim Begriff des Übels. Man könnte insofern Gerts Position als einen negativen Utilitarismus bezeichnen. Gegen den gewöhnlichen Utilitarismus wird der Primat des Begriffs des Übels gegen den des Guten hervorgehoben. Ebenso wichtig ist für Gert der Begriff der Handlungsrationalität. Ein Übel ist nach Gert etwas, was alle Menschen, wenn sie nur rational sind, zu vermeiden versuchen. Daraus folgt, daß es für alle rational ist, universale Regeln öffentlich zu befürworten. So ergeben sich »moralische Grundregeln«, durch deren Explikation Gert die in ethischen Schriften so häufige Verflüchtigung in die Abstraktion vermeidet.

# Bernard Gert

## Die moralischen Regeln

Eine neue rationale Begründung der Moral  
Übersetzt von Walter Rosenthal

*Der Nutzen der Moral- und Staatsphilosophie ist nicht so sehr nach den Vorteilen einzuschätzen, die wir aufgrund der Kenntnis dieser Wissenschaften haben, als vielmehr nach den Nachteilen, die wir aufgrund ihrer Unkenntnis erdulden.*

*Hobbes, de corpore*

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:

*The Moral Rules. A New Rational Foundation for Morality*

Erschienen bei Harper & Row, New York

Copyright © 1966, 1967, 1970 by

Bernard Gert, preface copyright

© 1973 by Bernard Gert

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1983

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 405

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Georg Wagner, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von

## *Inhalt*

Vorwort	7
Vorwort zur Taschenbuch-Ausgabe	15
Vorwort zur dritten Auflage	22
1. Moral	27
2. Rationalität	47
3. Gut und Böse	76
4. Moralische Regeln	96
5. Die Rechtfertigung der moralischen Regeln – Die ersten fünf Regeln	116
6. Die Rechtfertigung der moralischen Regeln – Die zweiten fünf Regeln	148
7. Moralische Ideale	179
8. Tugend und Laster	205
9. Moralische Urteile	230
10. Warum sollte man moralisch sein?	258
11. Moral und Gesellschaft	283
Register	311

*Meinen Eltern in Dankbarkeit dafür,  
daß sie mir das Verständnis der Moral vermittelt haben,  
das in diesem Buch verdeutlicht wird.*

## Vorwort

Ziel dieses Buches ist es, sowohl unserem Verständnis von Moral als auch unserem Handeln eine neue Orientierung zu geben. Ich erwarte nicht, daß alle, die dieses Buch verstehen, zu moralisch guten Menschen werden. Um aus jemandem einen moralisch guten Menschen zu machen, bedarf es mehr als bloß intellektuellen Verstehens. Jedoch hoffe ich, diejenigen unmoralischen Handlungen zu verhindern, die aus einem Mißverstehen des Wesens der Moral entspringen. Und davon gibt es weit mehr, als man denkt. Ich möchte eine so klare und überzeugende Theorie der Moral vorlegen, daß kein Leser dieses Buches imstande sein wird, unmoralisch zu handeln, ohne zu wissen, daß er es tut. Wenngleich dieses Wissen nicht jede unmoralische Handlung verhindert, wird es doch, wie ich glaube, einige solcher Handlungen verhindern. Überdies sollte ein klares Verständnis der Natur der Moral auch auf unsere politischen Einstellungen spürbaren Einfluß haben. Ich hoffe die Verteidigung unmoralischer politischer Handlungsweisen ebenso zu erschweren, wie die Rechtfertigung moralischer politischer Handlungen zu erleichtern. Kurzum, ich möchte den Einfluß moralischer Überlegungen soweit wie nur irgend möglich vergrößern, und zwar nicht nur im Leben jedes einzelnen Lesers, sondern auch im Leben der ganzen Gesellschaft.

Das vorliegende Buch verteidigt die traditionelle Moral, zumindest all das, was davon verteidigt werden kann. Es handelt sich allerdings dabei um keine traditionelle Verteidigung. Tatsächlich mögen es einige Leser überhaupt nicht als Verteidigung, sondern vielmehr als Angriff auffassen. Es ist nämlich ein Angriff auf viele traditionelle Denkweisen in Fragen der Moral. Doch scheint mir die einzige Möglichkeit, die traditionelle Moral zu verteidigen, die zu sein, die traditionellen Denkweisen bezüglich der Moral anzugreifen. Ich bin überzeugt, daß die gegenwärtigen Angriffe auf die traditionelle Moral auf einem Mißverständnis der Moral beruhen, einem Mißverständnis, das ziemlich weit verbreitet und tief verwurzelt ist. Die eigentliche Aufgabe der Moralphilosophie besteht in der Klärung unserer Moralbegriffe. Ziel dieses Buches ist es, ein klares Verständnis vom Wesen der Moral zu vermitteln.

Man wird in diesem Buch keine mißtreißenden Appelle an die



Gefühle des Lesers finden. Es zielt einzig und allein auf seine Einsicht. Im Unterschied zu vielen Leuten bin ich jedoch der Überzeugung, daß Einsichten Folgen für unsere Handlungen haben können. Meine Hoffnung ist es, daß ich durch die Vermittlung eines klaren Verständnisses der Moral andere Menschen, die mit einer größeren Überzeugungskraft begabt sind als ich, ermutige, ihr Talent zur Verteidigung der Moral zu benutzen. Nicht nur moralische Überlegungen, sondern auch mein persönliches Interesse lassen mich hoffen, daß dieses Buch ein breit gestreutes Interesse auf sich zieht. Ich hoffe, daß dieses Buch nicht nur in Schulen, sondern auch in kirchlichen Institutionen und gesetzgebenden Instanzen gelesen wird, da Religion und Politik die Einstellungen zur Moral mehr beeinflussen als Erziehung. Darüber hinaus sollte es auch in der Familie gelesen werden; denn die richtige Einstellung zur Moral sollte vom frühesten Alter an gelehrt werden.

Der Schlüsselbegriff, der meiner Theorie der Moral zugrunde liegt, ist der Begriff der Rationalität [reason]. Die Erkenntnis, daß die bekannte Dichotomie zwischen rational und irrational eine wichtige Unterscheidung verbirgt, führte zur Einführung des Begriffs »rational erlaubt«. Die Erkenntnis, daß Heuchelei rational erlaubt ist, gestattete die Unterscheidung zwischen dem, was rational geboten ist, und dem, was öffentlich rational geboten ist. Und diese Unterscheidung ist wiederum notwendig, um zwischen einer Rechtfertigung der Moral und der Beantwortung der Frage »Warum sollte man moralisch sein?« zu unterscheiden. Obwohl meine Theorie der Rationalität Ähnlichkeiten mit anderen Theorien aufweist, gibt es doch entscheidende Unterschiede. Sofern der Leser nicht zustimmt, daß alles, was ich für irrational halte, irrational ist, wird er nicht mit den Schlußfolgerungen übereinstimmen, zu denen ich komme. Er braucht nicht zuzustimmen, daß alles, was ich rational nenne, rational ist. Nichtübereinstimmung in diesem Punkt muß nicht zu weiterer Nichtübereinstimmung führen. Von entscheidender Bedeutung ist die Übereinstimmung darüber, was irrational ist.

Die in diesem Buch vorgelegte Theorie der Rationalität hat weit über das Gebiet der Moralphilosophie hinaus Bedeutung. Rationalität und der verwandte Begriff der Rechtfertigung spielen in fast allen traditionellen philosophischen Problemen eine zentrale Rolle. Im vorliegenden Buch sind diese Begriffe nicht so weit

entwickelt worden, daß daraus ihre Bedeutung für andere philosophische Probleme genügend deutlich würde; immerhin ist ein brauchbarer Anfang gemacht. Die Anwendbarkeit meiner Theorie der Rationalität auf die traditionellen philosophischen Probleme führt zu einer Konzeption, die ich »empirischen Rationalismus« nennen möchte. Der Begriff der Rationalität hat darüber hinaus in allen Sozialwissenschaften eine mehr oder weniger große Bedeutung. Auch in der Psychologie, vor allem in der Psychiatrie, wäre eine adäquate Theorie der Rationalität von erheblichem Wert. Noch einmal muß ich betonen, daß mit diesem Buch nur ein – wenn auch vielversprechender – Anfang gemacht ist.

Für den Berufsphilosophen werden in diesem Buch die ersten vier Kapitel sowie das Kapitel über moralische Urteile die wichtigsten sein. In diesen Kapiteln geht es vornehmlich um die Analyse von Begriffen: in den Kapiteln 1 und 4 um den Begriff der Moral, im Kapitel 2 um den Begriff der Rationalität und im Kapitel 3 um die Begriffe Gut und Böse. Ich glaube, daß dieses Buch die erste korrekte Analyse dieser Begriffe bietet. Obwohl ich mir bewußt bin, daß die Alltagssprache vager und flexibler ist, als meine Analysen nahelegen, bin ich zuversichtlich, daß ich die wesentlichen Merkmale der genannten Begriffe adäquat beschrieben habe.

Für den Nicht-Fachmann wird wahrscheinlich das wichtigste Kapitel dasjenige sein, welches Antwort auf die Frage gibt: »Warum sollte man moralisch sein?«. Ich bin überzeugt, daß dieses Kapitel Eltern befähigt, diese Frage in einer Weise zu beantworten, die derjenigen bei weitem überlegen ist, mit der sie gemeinhin diese Frage beantworten. Auch die Kapitel über moralische Ideale, über Tugend und Laster und über Moral und Gesellschaft halte ich für nützlich, um in das allgemeine Denken über diese Dinge Klarheit zu bringen. Das Kernstück meines Buches sind Kapitel 5 und 6, die den Versuch einer Rechtfertigung der moralischen Regeln enthalten; sie scheinen mir von gleichem Interesse für den professionellen Philosophen wie für den philosophisch aufgeschlossenen Laien zu sein.

Hauptaufgabe dieses Buchs ist die Analyse einiger wichtiger Begriffe und die Beschreibung ihrer Beziehungen untereinander. Eine allerdings fast genau so wichtige Aufgabe besteht darin, den Leser davon zu überzeugen, eine neue Einstellung zur Moral ein-

zunehmen. Trotz der Verschiedenheit der Aufgaben halte ich es für wichtig, sie gemeinsam und nicht getrennt zu verfolgen. Ich gebe zu, daß eine genaue Begriffsanalyse von geringem allgemeinen Interesse ist, selbst wenn es sich um so wichtige Begriffe wie »Moral«, »Rationalität«, »Gut« und »Böse« handelt. Es ist jedoch äußerst schwierig, jemanden davon zu überzeugen, in einer bestimmten Weise zu handeln, wenn er nicht den Zusammenhang zwischen der vorgeschlagenen Handlungsweise und seinen gewohnten Handlungsweisen sehen kann. Durch eine Analyse der Begriffe »Gut«, »Böse«, »Rationalität« und »Moralität« kann ich den nicht-professionellen Leser eher dafür gewinnen, meine Vorschläge anzunehmen. Außerdem scheint mir die bloße Tatsache, daß meine Analysen dafür nützlich sein können, jemanden von bestimmten Handlungsweisen zu überzeugen, eine gewisse Evidenz für ihre Korrektheit darzustellen.

Wenngleich ich eine enge Verbindung zwischen meinen beiden Hauptaufgaben sehe, glaube ich nicht, daß ein Mißlingen der einen unweigerlich ein Mißlingen der anderen bedeutet. Es kann sein, daß ein falscher Gebrauch der Begriffe »Gut«, »Böse«, »Rationalität« und »Moral« durch Philosophen, Psychologen und wohlmeinende politische und religiöse Moralisten diese Begriffe so abgewertet hat, daß meine Analysen nicht zwingend erscheinen. Allerdings glaube ich nicht, daß die Abwertung dieser Begriffe einen solchen Grad erreicht hat; doch wenn dies der Fall sein sollte, darf ich hoffen, einen Beitrag zu ihrer fälligen Aufwertung geleistet zu haben. Es ist ein ernsthaftes Problem, daß eine korrekte Analyse der genannten Begriffe fehlt. Dies macht es schwierig, wenn nicht gar unmöglich, sogar unter Menschen guten Willens eine Übereinstimmung über wichtige Fragen zu erzielen. Selbst wenn man jedoch an der Adäquatheit meiner Begriffsanalysen zweifeln sollte, halte ich es gleichwohl für möglich, daß mir die Bewältigung der zweiten Hauptaufgabe gelungen ist. Es besteht kein Zweifel, daß jeder meiner Leser das vermeiden möchte, was ich als Übel bezeichne. Das heißt, ich kann immer noch hoffen, sie von einer bestimmten öffentlichen Einstellung gegenüber den von mir sogenannten moralischen Regeln zu überzeugen. Darüber hinaus kann ich auch hoffen, den Lesern, die guten Willens sind, einen Leitfaden für ihr Verhalten an die Hand zu geben, der für ihr persönliches Leben von einigem Wert sein wird.

Die Moralphilosophie sollte dem intelligenten Laien verständlich sein. Ein moralphilosophisches Buch, das nur für den Berufsphilosophen verständlich ist, halte ich für ein schlechtes moralphilosophisches Buch. Ein Buch andererseits, das sich nur an den aufgeschlossenen Laien wendete, liefe Gefahr, die philosophischen Probleme zu umgehen, mit denen sich Moralphilosophen in der Tradition beschäftigt haben. Während es einerseits einen unmittelbaren Einfluß hätte, so könnte es andererseits doch langfristig der philosophischen Kritik nicht standhalten. Ich will jedoch ein Buch schreiben, das nicht nur momentane Überzeugungskraft besitzt, sondern sich auf lange Sicht behaupten kann.

Obwohl die traditionellen Probleme der Moralphilosophie mein Thema sind, ist es höchstwahrscheinlich, daß ich vom Nicht-Fachmann leichter verstanden werde als vom professionellen Philosophen. Es würde mich nicht überraschen, wenn ersterer zum Schluß käme, daß ich nichts sage, was nicht selbstverständlich ist. Er mag sich in der Tat fragen, wovon soviel Aufhebens gemacht wird. Manchmal habe ich selbst diesen Eindruck. Aber gute Philosophie erscheint oft einfach, wenn die Arbeit geleistet ist. Die größere Schwierigkeit, die Philosophen beim Verstehen dieses Buches haben können, liegt darin, daß sie die Probleme, mit denen sich mein Buch beschäftigt, selbst zu lösen versucht haben. Es ist viel leichter, die Überzeugungen eines anderen über eine bestimmte Materie zu akzeptieren, über die man selbst nicht nachgedacht hat, als über eine Materie, über die man nachgedacht hat. Obwohl ich erwarte, daß ich den Laien schneller überzeugen werde als den Philosophen, betrachte ich die endgültige Zustimmung des letzteren als eine wichtigere Bestätigung meiner Überlegungen.

Besonders kritische Bemerkungen über die ethischen Theorien früherer Philosophen sollten nicht als Beweis dafür genommen werden, daß ich sie als wertlos ansehe. Im Gegenteil habe ich viel von den Schriften anderer Moralphilosophen gelernt, seien es klassische oder zeitgenössische. Ich habe nur philosophische Theorien der Moral kritisiert, da nichtphilosophische Theorien bis auf einige Ausnahmen als das behandelt zu werden verdienen, was sie normalerweise sind: als Gesprächsstoff auf Parties.

Ich hätte jedoch dieses Buch nicht geschrieben, wenn ich nicht alle vorangegangenen Theorien der Moral als entschieden inadäquat ansähe. Normalerweise ist diese Inadäquatheit das Ergebnis

einer übermäßigen Vereinfachung. Nach meiner Theorie ist die Moral nicht einfach. Jeder Versuch, meine Auffassung als eine simple Variante einer klassischen Theorie zu beschreiben, wird entscheidende Unterschiede übersehen. Die Unangemessenheit eines Versuchs, meine Theorie der Moral einer klassischen Auffassung anzugleichen, sollte aus der Tatsache deutlich werden, daß genauso viel dafür spricht, sie im Lichte der utilitaristischen Theorie wie der Kantischen Theorie zu interpretieren. Es wäre ein Fehler, meine Theorie einfach als eine Spielart des negativen Utilitarismus (mit dem höchsten Prinzip der Verminderung von Übeln statt der Maximierung des Guten) zu begreifen, genauso wie es falsch wäre, sie als eine Variante der Kantischen Auffassung anzusehen (obwohl wir beide die moralischen Regeln als diejenigen Regeln betrachten, von denen rationale Individuen wollen, daß sie allgemeine Gesetze werden). Beide Interpretationen würden meine Theorie simplifizieren und wären daher inadäquat.

Ein unkritischer Gebrauch technischer Begriffe führt oft dazu, daß wichtige Unterscheidungen übersehen werden. Ich habe technische Begriffe soweit wie möglich vermieden, aber einige sind doch unumgänglich. Einer der wichtigsten davon ist der Begriff »öffentliche Befürwortung«, der den Begriff »Universalisierung« ersetzt, ein Begriff, den Philosophen seit Kant erfolglos verwendet haben.

Eine Quelle der Verwirrung ist auch der Mißbrauch alltags-sprachlicher Begriffe. »Prinzipien«, »Verpflichtung« und »Pflicht« sind solche Worte, die gewöhnlich mißbräuchlich verwendet werden. Die ersten beiden gebrauche ich überhaupt nicht, und was den dritten anlangt, so versuche ich meinen Gebrauch dieses Begriffes von der allgemeinen philosophischen Verwendung so klar wie möglich abzugrenzen. Im allgemeinen habe ich sehr gewissenhaft versucht, Begriffe in ihrer alltags-sprachlichen Bedeutung zu verwenden. Wenn man die Alltagssprache mit Bedacht verwendet, enthält sie, wie mir scheint, die meisten der wesentlichen Unterscheidungen. Jedoch betrachte ich sie nicht als sakrosankt, und wenn in ihr eine wesentliche Unterscheidung nicht vorkommt, habe ich nicht gezögert, sie eigens einzuführen. Die wichtigste dieser Unterscheidungen ist die Aufspaltung von *rational* in *rational geboten* und *rational erlaubt*. Da ich den Ursprung der Inadäquatheit aller früheren ethischen Theorien in dem Übersehen wichtiger Unterscheidungen oder in der miß-

bräuchlichen Verwendung der Sprache sehe, schien es zwecklos, sich auf eine ausführliche Auseinandersetzung mit anderen Theorien einzulassen. Meine Kritik an anderen Philosophen beschränkt sich daher auf den Aufweis, wie ihr Mißbrauch der Sprache oder ihr Unvermögen, wesentliche Unterscheidungen zu treffen, sie in die Irre geführt haben. Ich verdanke anderen Philosophen viel mehr, als meine kurzen Bemerkungen vermitteln können. Der Dank, den ich John Rawls, Kurt Baier und Marcus Singer schulde, ist größer, als ich zeigen kann. Kenner von Aristoteles, Kant und Mill werden erkennen, wieviel ich diesen Männern verdanke. Aber mein bei weitem größter Dank gilt den Werken von Thomas Hobbes, dem großen englischen Moral- und politischen Philosophen aus dem siebzehnten Jahrhundert. Ich hoffe, in nicht allzu ferner Zukunft zeigen zu können, daß Hobbes, recht verstanden, der beste klassische Moralphilosoph ist.<sup>1</sup>

Viel verdanke ich auch den Studenten des Dartmouth College, die ich die letzten acht Jahre Ethik gelehrt habe. Ihre Weigerung, den Jargon zu akzeptieren, der im allgemeinen als typisch für die Moralphilosophie gilt, zwang mich, die moralphilosophischen Themen neu zu formulieren. Besonders wertvoll für mich war ein Proseminar, dem die erste Fassung dieses Buches zugrunde lag und in dem ich viele wichtige kritische Anregungen erhielt. Entscheidende Verbesserungen, sowohl in der Substanz als auch hinsichtlich Klarheit und Stil, erfuhr diese Fassung durch die kritischen Einwände der Studenten an der Johns Hopkins Universität in meinem Oberseminar »Die moralischen Regeln«. Ebenfalls gelernt habe ich durch die Kritik von Dan Clouser und seinen Studenten am Carleton-College. Hilfreich waren auch meine Schwester Ilene Wolosin und meine Kollegen, besonders Tim Duggan und Don Rosenberg. Besonders zu Dank verpflichtet fühle ich mich jedoch Larry Stern, der einzigen Person, mit der ich dieses Buch diskutierte, während ich die erste Fassung schrieb. Seine Kommentare, kritischen Einwände, Fragen und seine Ermutigung waren weit wertvoller, als er annimmt. Es ist äußerst zweifelhaft, daß ich ohne die Diskussionen mit ihm einzelne Kapitel dieses Buches überhaupt geschrieben hätte.

Ich bin dem Faculty Research Committee des Dartmouth College dankbar, weil es mir die Geldmittel zur Verfügung gestellt hat, um die ersten beiden Fassungen dieses Buches tippen zu lassen, ebenso für zusätzliche Mittel, um die erste Fassung für mein

Seminar abziehen zu lassen. Diese Mittel räumten eins jener Hindernisse aus dem Weg, die das rationale Handeln jener blockieren (wie in meinem Falle), die zu Zwecken des Gelderwerbs eine Lehrtätigkeit ausüben müssen. Auch ein Stipendium der Nationalstiftung für Geisteswissenschaften, das mir gewährt wurde, um meine Theorie der Rationalität weiter entwickeln und sie auf einige Probleme der philosophischen Psychologie anwenden zu können, erleichterte es mir, mehr Zeit für die Verbesserung der Endfassung dieses Buches aufzuwenden. Somit schulde ich ihnen nicht nur Dank für ihre Hilfe, mein zukünftiges Buch in Angriff nehmen zu können, sondern auch dafür, mein gegenwärtiges beenden zu können. Dankbar bin ich auch Mrs. Jennie Wells, die die ersten beiden Fassungen dieses Buches tippte und die mir half, sie für die Vervielfältigung vorzubereiten. Wenn ich an den Zustand des maschinenschriftlichen Manuskripts denke, das ich ihr gab, so scheint mir ihre ausgezeichnete Abschrift nicht nur ein Beweis ihrer Intelligenz zu sein, sondern auch ein Zeugnis ihrer Geduld und Ausdauer. Ihr frühzeitiger Tod durch einen Herzanfall war eines jener natürlichen Übel, die allen Rechtfertigungsversuchen spotten.

Eines der wichtigsten Ziele dieses Buches ist der Nachweis, daß, wenn die Moral auf ihren eigenen Bereich beschränkt bleibt, zu erwarten ist, daß über alle moralischen Fragen eine fast vollständige Übereinstimmung zwischen rationalen Wesen erzielt werden kann. In diesem Sinne, und nur in diesem Sinne, möchte ich aus der Moral eine Wissenschaft machen.

## Vorwort zur Taschenbuch-Ausgabe

Ich habe die Veröffentlichung meines Buches in der Torchbook-Reihe zum Anlaß genommen, um einige Korrekturen anzubringen. Die philosophische Substanz meines Buches ist davon nicht betroffen; jedoch hoffe ich, einige kleinere Inkonsistenzen beseitigt zu haben. Um ein Beispiel zu nennen: Obwohl ich die Überzeugung vertrat, daß rationales Handeln grundlegender ist als rationale Überzeugungen und rationale Wünsche, hatte ich gesagt, daß irrationale Handlungen jene Handlungen einschließen, die auf irrationalen Überzeugungen und Wünschen basieren. Die wichtigste Veränderung im Text ist ein neuer Absatz auf Seite 68, in dem ich ganz ausführlich den Begriff einer irrationalen Handlung erläutere. Ich hoffe, durch diese und andere darauf bezogene Veränderungen deutlich gemacht zu haben, daß rationales Handeln in der Tat fundamental ist.

Normalerweise wird es als so selbstverständlich angesehen, daß man niemals irrational handeln sollte, daß es nicht ausdrücklich gesagt wird. In der Tat machte auch ich diese Voraussetzung in der gebundenen Ausgabe nicht explizit. Jedoch läuft meine ganze Theorie der Rationalität darauf hinaus, daß gemäß meinem Begriff irrationalen Handelns niemand, den wir für seine Handlungen als verantwortlich betrachten, jemals denken könnte, er sollte irrational handeln. Jede Theorie der Rationalität, die nicht diese Implikation hat, scheint mir eindeutig inadäquat. Sonst wäre es nämlich möglich, jemandem die Irrationalität einer bestimmten Handlung nachzuweisen und dennoch die Frage offen zu lassen, ob er sie ausführen sollte oder nicht. Die vieldiskutierte Kluft zwischen »Sein« und »Sollen« ergab sich aus dem Fehlen eines adäquaten Rationalitätsbegriffs.

Der andere Begriff, der einer Klärung bedurfte, war der Begriff der öffentlichen Befürwortung. Obwohl ich einige Veränderungen im Text angebracht habe, erschien es mir leichter, in diesem Vorwort einige Bemerkungen zu machen, als alle entsprechenden Stellen im Text neu zu formulieren. Auf der Seite 136 liest man: »Wenn alle rationalen Menschen die Regelverletzung öffentlich befürworten würden, sage ich, daß sie von der öffentlichen Rationalität gefordert wird oder daß sie von der Rationalität öffentlich



gefordert ist. Wenn eine Regelverletzung von der öffentlichen Rationalität gefordert wird, dann befürworten alle rationalen Menschen öffentlich die Verletzung der Regel in dieser Situation.« Diese Sätze sind insofern irreführend, als sie nicht deutlich machen, daß ich nur von jenen rationalen Menschen spreche, die die Bedingungen der öffentlichen Befürwortung akzeptieren. (Außerdem ist es falsch, den Ausdruck »rationaler Mensch« zu verwenden; in diesem Vorwort werde ich statt dessen von »rationaler Person« sprechen.) Obige Sätze können in dem Sinne verstanden werden, daß eine rationale Person den Standpunkt der Öffentlichkeit einnehmen muß. In der früheren Ausgabe waren Stellen zu finden, wo ich diese Schlußfolgerung selbst zu ziehen schien. Aber eine rationale Person braucht nicht bereit zu sein, irgend etwas öffentlich zu befürworten, es sei denn, sie äußert echte moralische Urteile und nicht bloß Urteile *über* moralische Fragen. Denn die Bereitschaft zur öffentlichen Befürwortung ist für die Unparteilichkeit wesentlich, die man beim Äußern moralischer Urteile haben muß. Aber eine rationale Person braucht keine moralischen Urteile zu äußern und daher überhaupt keinen Standpunkt der Öffentlichkeit einzunehmen.

In allen Textstellen also, wo ich sage, daß alle rationalen Menschen etwas öffentlich befürworten würden, werden oder müssen, bedeutet dies, daß alle rationalen Personen, *wenn sie öffentlich etwas befürworten*, diese Sache öffentlich befürworten würden, werden oder müssen. Diese Lesart von »alle rationalen Personen befürworten öffentlich« macht, soweit ich sehe, keine anderen Textkorrekturen erforderlich, so daß ich sie eher als Bedeutungserklärung denn als Bedeutungsveränderung betrachte. Meine mangelnde Klarheit verursachte allerdings (und war teilweise verursacht durch) meine Unklarheit über das Verhältnis von Rationalität und Moral. Obwohl ich mir klar darüber war, daß Rationalität kein moralisches Handeln von uns verlangt, war ich mir nicht so klar darüber, daß Rationalität von uns nicht immer fordert, moralische Urteile zu vollziehen. Manchmal redete ich so, als wäre eine rationale Person, die unmoralisch handelt, notwendigerweise ein Heuchler. Aber das stimmt nicht. In bestimmten Umständen braucht keines der Urteile einer rationalen Person ein moralisches Urteil zu sein, ja sie kann sogar jeglichen Anspruch auf Unparteilichkeit von sich weisen.

Sobald man erkennt, daß eine rationale Person nicht den Stand-

punkt der Öffentlichkeit einnehmen muß, stellt sich die Frage: »Warum sollte man?« Dies ist eine Frage, die in Kapitel 10 hätte gestellt werden sollen. Sie läßt sich so formulieren: »Warum sollten meine Urteile über moralische Dinge Urteile sein, die ich öffentlich befürworten würde?« Bei der Frage, warum man in moralischen Fragen unparteilich sein sollte, handelt es sich keineswegs um eine sinnlose Frage, wenn »sollte« in der richtigen Bedeutung genommen wird. In moralischen Fragen unparteilich zu sein ist sicherlich nicht immer in unserem Selbstinteresse oder im Interesse derer, die uns wichtig sind. Daß jemandes Urteile keine echten moralischen Urteile sind, wenn er nicht unparteilich ist, führt zu der Frage: »Warum sollten meine Urteile über moralische Dinge moralische Urteile sein?« Es fällt nicht schwer, diese Frage umzuformen in: »Warum sollte ich *moralisch* urteilen?« Wenn von aufrichtigen Urteilen die Rede ist, nämlich von solchen, die für unser Verhalten bestimmend sind, können wir sehen, daß diese Frage der folgenden sehr ähnlich ist: »Warum sollte ich moralisch sein?« Wenn wir die Urteile nicht als aufrichtige auffassen, kann die Frage auch die Form annehmen: »Warum sollte ich moralisch erscheinen?« Meine Antworten auf beide dieser Fragen finden sich in Kapitel 10.

Daß Rationalität keine Unparteilichkeit fordert, widerspricht den Hoffnungen der meisten Moralphilosophen, einschließlich meiner selbst. Bis auf die moralischen Skeptiker haben alle Moralphilosophen zu zeigen versucht, daß Rationalität die Moral begründet. Aber wenn man über eine Theorie der Rationalität verfügt, die genügend Überzeugungskraft hat, um in jeder für ihre Handlungen verantwortlichen Person Zustimmung darüber zu erzielen, daß keiner jemals irrational handeln sollte, folgt daraus dennoch nicht, daß man von der Vernunft auf Moralität festgelegt wird, es sei denn in der hypothetischen Weise, die ich in diesem Buch beschrieben habe. Wenn Vernunft in dem Sinne unparteilich ist, wie es von den Bedingungen öffentlicher Befürwortung gefordert wird, muß sie auch einen moralischen Standpunkt einnehmen. Aber obwohl Unparteilichkeit von der Vernunft erlaubt ist, fordert sie sie nicht. Darüber hinaus ist es zweifelhaft, daß jemand in moralischen Fragen unparteilich sein wird, wenn er nicht für alle betroffenen Personen ein ausreichendes mitmenschliches Interesse hat. Öffentliche Rationalität bestimmt, was Moralität ist, aber mitmenschliches Interesse an anderen, nicht Rationalität,

entscheidet, ob jemand moralisch handelt.

Obwohl ich eine scharfe Unterscheidung ziehe zwischen dem, was moralische Regeln fordern, und dem, wozu moralische Ideale anregen (*encourage*) (Mill macht in Kapitel 5 seiner Schrift über den *Utilitarismus* eine ähnliche Unterscheidung), räume ich ein, daß es spezielle Fälle gibt, wo es geboten ist, nach moralischen Idealen zu handeln. Auf Seite 173 behaupte ich, daß wir in solchen Fällen sagen können, daß die Person eine Pflicht hat, zu handeln. Ich denke, wir sollten nur dann sagen, daß eine Person zu einer Handlung verpflichtet ist oder daß die Handlung moralisch geboten (und nicht bloß empfohlen) ist, wenn wir überzeugt sind, daß bei Unterlassung dieser Handlung die Person bestraft werden sollte. Das läuft darauf hinaus, daß jede moralische Forderung durch ein Gesetz bekräftigt werden sollte (wobei wir von den praktischen Schwierigkeiten absehen, die eine solche Bekräftigung mit sich bringt). Obwohl ich also auch der Meinung bin, daß wir Menschen helfen sollten, die in Not sind, bestreite ich, daß wir dazu allgemein verpflichtet sind. Es ist nicht im Sinne einer rationalen Person, daß die moralischen Ideale in ihrer vollen Allgemeinheit per Gesetz bekräftigt werden (sofern sich ein solches überhaupt formulieren ließe). Natürlich ist es möglich, für ein Gesetz einzutreten, das positives Handeln fordert, um bei bestimmten Umständen ein Übel zu verhindern oder zu vermindern, aber diese Umstände müßten sehr sorgfältig formuliert werden, bevor rationale Personen öffentlich befürworten würden, daß ein solches Handeln von der Moral gefordert wird. Nur der Gesichtspunkt der Strafbarkeit ermöglicht die Unterscheidung zwischen dem, was die Moral fordert, und dem, wozu sie bloß anregt. Man scheint nicht zuviel von der Moral zu verlangen, wenn man fordert, man müsse soviel Sympathie für alle Menschen haben, daß man niemandem Schaden zufügt. Dagegen scheint die Forderung zu hoch zu sein, daß das Selbstinteresse und das Interesse an denen, die man gern hat, nicht größer sein soll als das Interesse für alle anderen. Das bestätigt meine Auffassung, daß es geboten ist, den moralischen Regeln zu folgen, während moralische Ideale bloß zum Handeln anregen. Aber trotz dieser Unterscheidung zwischen den Forderungen und den Anregungen der Moral wird jeder, der meine Gründe für moralisches Handeln überhaupt überzeugend findet, nicht nur moralisch gut handeln, sondern mit ziemlicher Sicherheit auch moralisch gut sein. Meine

grundlegende Antwort auf die Frage »Warum sollte man moralisch sein?« ist: »Weil man andernfalls jemandem ein Leiden zufügt.« Und meine Antwort auf die Frage: »Warum sollte man moralisch gut sein?« ist: »Weil man dadurch verhindert, daß jemandem ein Leid widerfährt«. Somit sehe ich nicht, daß irgend jemand, der meine Theorie der Moral akzeptiert, von der Ausführung moralisch guter Handlungen abgehalten wird und sich damit zufrieden gibt, bloß moralisch gut zu sein.

Obwohl die Moral kein gleiches Interesse für alle Menschen fordert, regt sie doch dazu an. Somit dürfte es nützlich sein, zu erklären, was ich mit »gleichem Interesse« meine. Dadurch kann außerdem erklärt werden, warum ich behaupte, daß keine rationale Person öffentlich vertreten wird, daß, einfach um das Gute zu fördern, irgendein Individuum einem anderen ein ernsthaftes Leid zufügt, ohne dessen Zustimmung zu haben. Diese Punkte hängen zusammen, weil öffentliche Befürwortung die Befürwortung einer Einstellung bedeutet, die auch von einer Person mit gleichem Interesse für alle Menschen vertreten würde. Ich stelle mir dieses gleiche Interesse nach dem Modell von Eltern vor, die mehrere Kinder haben, die sie alle gleichermaßen lieben. Nehmen wir einmal an, daß alle Kinder bis auf eines die Absicht haben, diesem einen einen Streich zu spielen, um sich selbst einen Spaß daraus zu machen. (Man beachte, daß es keinen Unterschied macht, wieviele Kinder aus dem Streich ein Vergnügen ziehen oder wie groß dieses Vergnügen ist.) Keine Eltern, die jedes ihrer Kinder gleichermaßen lieben, würden die Ausführung dieser Absicht zulassen. Außerdem würden solche Eltern, selbst wenn sie erlauben könnten, daß ein Kind einige seiner Vorteile aufgibt, um die bereits ausreichenden Möglichkeiten von anderen Kindern zu mehren, niemals gestatten, daß die anderen es dazu zwingen. Nur wenn ein Kind bedeutend besser gestellt wäre als die anderen, könnten sie es zwingen, etwas abzugeben, um seinen weniger glücklichen Geschwistern zu helfen. Und nur wenn seine Geschwister tatsächlich Mangel leiden würden, während es selber mehr hat, als es braucht, würden sie es unweigerlich zwingen, seinen Besitz mit ihnen zu teilen. Meine Behauptung, daß niemand die Verursachung von Leiden öffentlich befürworten würde, einfach um das Gute zu fördern, beruht auf diesem Modell der öffentlichen Befürwortung und des gleichen Interesses.

Nachdem ich erläutert habe, was ich mit gleichem Interesse